

Eine kritische Nacht

Autor(en): **Blum, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **63 (1959-1960)**

Heft 8

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-668388>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

E I N E K R I T I S C H E N A C H T

Nach tropischer Maienhitze — bereits hatten meine Stadtfreunde über unsere bäuerliche Furcht vor den tückischen Eiseheiligen gelacht — schlug mit der «kalten Sophie» das Wetter um, und die Temperatur sank und sank. Am frühen Samstagabend gab das Radio die ersten Frostwarnungen durch. Die Gefahr wuchs mit jedem verlorenen Wärmegrad.

Sollten Trauben, Kirschen, Aepfel ein drittes Mal erfrieren, unsere Weinbäuerinnen wieder einen traurigen Sommer lang in toten Reben stehen, unsere Kinder unter leeren Bäumen sitzen? Ich dachte an die furchtbaren Fröste der beiden Vorjahre, und das Herz wurde mir schwer. Unruhe trieb mich aus dem Hause, bekümmert suchte ich den Himmel ab. Gottlob, eine dünne Wolkenwand stieg verheissungsvoll im Westen empor! Aber im Osten blaute der Himmel sommerklar, und um sechs Uhr abends zeigte das Thermometer nur noch sieben Grad Celsius an.

Auf der Landstrasse zu den Weinbergen ratterten viele Fuhrwerke, mit Frostschirmen, Brennmaterialien und Heizöfen beladen. Vetter Hans führte einen Wagen Briketts hinaus. «Alle sechs Meter ein Kohlenfeuerlein», sagte er, «das haben schon Vater und Grossvater ausprobiert, das gibt die beste Rauchentwicklung. Aber denk mal, neunzig Feuerlein in einem einzigen kleinen Weingarten braucht's!» Und da sind viel zu wenig Hände, nachlegen zu helfen!» Ich verstand den Wink und anerkennend mich, einzuspringen und auf

Mitternacht in den Hohlenberg hinauszukommen. Nicht nur aus Nächsten- und Verwandtenliebe! Vetter Hans war mein bewährter Weinlieferant, und nach zwei bösen Frostjahren sah sein Keller so trostlos aus wie der meine.

Nach dem Abendbrot suchte ich meinen Garten auf und bedeckte Gemüse und Beeren mit altem Matratzendrillich. Die Rosen bereiteten mehr Schwierigkeiten, letztes Jahr hatte ich mit den schweren Tüchern die schönsten Knospen abgedrückt. Nach einigem Ueberlegen schleppte ich eine Anzahl Zainen, Kisten und Schachteln herbei und stülpte sie sorgsam über die kleinen Büsche. Die grossen packte ich in Holzwolle und Möbelwatte ein. Wunderlich verstellt und verschandelt sah nun mein Garten aus. Nur der Apfelbaum stand da in unverhüllter Pracht, und mit einem Stosseufzer blickte ich empor in seinen weissen Blütenschaum.

Beim Einnachten schritt ich den nahen Weinbergen entlang, in denen noch ein reges Kommen und Gehen war. Frauen und Kinder setzten die letzten Frostschirme auf, Männer und Knaben stellten die Wärmeöfen bereit oder schichteten Holz- und Kohlenstücke aufeinander. Da und dort waren die Anlagen gespritzt worden mit einem neuen Mittel, das eine wächserne Schutzschicht über die jungen, zarten Schosse legen sollte. Ob es tatsächlich wirken würde? So vieles hatte schon versagt, das Räuchern und künstliche Benebeln, sogar die Sechsmeterfeuerlein, wenn ungünstige Winde wehten. Das konnte auch heute geschehen, das Radio hatte leichte Bise angekündigt. Vorerst schien sie noch zu schlafen im fernen Himmelschoss, und die rettende Wand im Westen stieg höher und höher. Allein ich traute ihr nicht recht. Da war gerade über meinem Haupte ein so merkwürdiges Wolkengerinsel, das auseinanderflockte wie geronnene Milch, und in den Lücken tauchten glitzernde Sterne auf. Den Dichtern und Verliebten in den Städten mochten sie willkommen sein. Uns Landleuten jedoch leuchteten sie zu Kummer und hellem Verdruss, Schlimmes drohend...

Wenigstens war leerer Mond, ein kleiner Trost, und erfreulich auch das Unkenrufen am Weiher, das Regen verhiess. Aber gleich danach drangen aus dem Mühlegarten Schwälle süsser Fliederdüfte zu mir her, und das war ein böses Omen, weil die Mühle östlich lag. Es wurde empfindlich kalt. Ich fror an die Hände und strebte eilig heimzu. Es war indessen völlig dunkel geworden, immer

mehr Sterne strahlten. Als ich vor unserm Hause angekommen war, zeigte das Thermometer nur noch drei Strichlein über dem kritischen Punkt. Ich hatte keine Hoffnung mehr, stellte den Wecker auf Mitternacht und legte mich in den Kleidern auf den Diwan der geheizten Stube...

Als ich erwachte, war es draussen seltsam hell, und aus dem Garten herauf scholl lauter Amselruf. Meine Uhr zeigte vier, ich hatte mich gründlich verschlafen; wahrscheinlich hatte der Wecker versagt. Ich eilte ans Fenster und spähte ins Freie. Mit einem einzigen Ruck umfasste ich einen dichten, grauen Wolkenhimmel und darunter eine glanzlos unbereifte Wiese. Die Ritterspornstauden im Garten standen aufrecht da, von keinem Kältehauch versehrt.

Aus der Nebenkammer tönte die Stimme der alten Mutter «Ein Wunder ist geschehen», sagte sie, als ich zu ihr trat, «es ist über Nacht warm geworden. Zwei- oder dreimal blickte ich zu den Weinbergen hinaus, und weil dort alles dunkel blieb, liess ich dich ruhig weiterschlafen.»

Ich setzte mich, hellwach geworden, an ihre Bettstatt, und sie erzählte mir von den schweren Frösten der Vergangenheit, die mehr als ein halbes Jahrhundert zurücklagen. «Vier- und fünfmal hintereinander», sagte sie, «sind unsere Reben erfroren, und die Not war gross, dass die Base Holzvögtin darüber schwermütig wurde. Einmal — ich war damals zehn Jahre alt und die Trauben blühten schon — ging an meinem Geburtstag im Juni alles zugrunde, Getreide und Kartoffeln, Obst und Wein. Damals halfen auch keine Sechsmeterfeuerlein, obschon wir an sie geglaubt hatten wie ans liebe Evangelium. In den ersten Nachtstunden waren wir in den Hohlenberg hinausgefahren, um Scheitlein und Kohlen aufzuschichten, Vater und Mutter, Knecht und Magd, Grosseltern und Kinder. Hernach hatten wir uns noch einmal nach Hause begeben und wartend um den grossen Familientisch gesetzt. Und meine Mutter las aus Hiob und den Psalmen vor, und nach jedem Kapitel antworteten wir im Chor: «Helf' uns Gott!» Dazwischen sangen wir Gesangbuchlieder: ‚Harre meine Seele...‘ und: ‚Aus tiefer Not schrei ich zu dir...‘ Unsäglich feierlich war's, besonders, als dann um Mitternacht die Kirchenglocken geläutet wurden und uns hinausriefen in die eisige, sternklare Nacht, zum Feuermachen. Stell' dir vor, mit allen drei Glocken zusammen geläutet haben sie, genau wie bei einer Brunst! Die Alten bekamen nasse Augen dabei, und wir Kin-

der schlotterten vor Aufregung. Man hüllte uns in warme Tücher und setzte uns auf den grossen Brückenwagen. Ach Gott, als wir im Hohlenberg ankamen, da waren schon alle Schosse steifgefroren und tot. Und die Kirchenglocken, die zu spät gerufen, hatten die Reben zu Grabe geläutet.»

«Und was tatet ihr dann?» fragte ich erschauernd.

«Was wohl? Weinen und beten, klagen und fluchen, je nach Alter, Geschlecht und Frömmigkeit. Das wurde ein übles Jahr. Neue Schuhe bekam ich keine auf den Herbst, und an Weihnachten gab es statt des üblichen Festbraten nur Geräuchertes aus dem Kamin. Den ganzen Winter über konnten wir kein Pfündlein frisches Fleisch kaufen, so arm waren wir, weil wir kein Weingeld hatten. Und Frostschadenvergütungen gab es damals noch keine, gottlob.»

«Gottlob sagst du, wie reimt sich das zum andern?»

«Ich meine es ist für den Menschen besser, Not ertragen zu lernen als gegen alles Unglück versichert zu sein. Wer sitzt denn heute in Stunden der Gefahr noch mit Hiob und den Psalmen am Stubentisch?»

Sie brach ab und verfiel in Nachdenklichkeit. «Geh jetzt noch schlafen, bis es das erste Zeichen läutet», sagte sie endlich. «Ich will bis dahin im Garten Ordnung machen, sonst kommst du noch in die Narrenzeitung mit deinem Kisten- und Schachtelverlag...»

So geschah es denn auch. Als ich mich um acht Uhr erhob, waren alle Beete abgeräumt. Ich ging von einem Rosenbusch zum andern und überzeugte mich, dass kein Zweiglein abgeknickt war. Freudig und dankbar redete ich mit meinen Lieblingen, mit «Madame Meilland», «Präsident Hoover» und «Charles Mallerin», so wie einst vor vielen, vielen Jahren Mutter, Grossmutter und Urgrossmutter geredet hatten mit den Weinstöcken im Hohlenberg. Dann wanderten wir gemeinsam zum Gottesdienst, und ich stellte mit Genugtuung fest, dass sehr viele Männer und Frauen in der Kirche waren. Ich konnte mir nicht versagen, Mutter ins Ohr zu flüstern: «Siehst du, so schlimm sind sie alle trotz ihrer Frostvergütungen nicht! Auch wenn sie Hiob und die Psalmen nicht mehr gemeinsam am Stubentisch lesen, so sind sie im innersten Herzen doch voll Dankbarkeit gegen den, der ihre Weingärten und Obstbäume zur rechten Stunde mit einer warmen Wolkenschicht bedeckt.»